

Nicht Pfleger, sondern Begleiter

In einem neuen Hilfsprojekt nehmen Freiwillige dauerhaft psychisch kranke Menschen in ihren Wohnungen auf.

Von Miriam Weyl

In der Wohnung von Nina Pfeiffer und Daniel Weger riecht es nach kaltem Zigarettenrauch. Pfeiffer hat sich damit arrangiert. Wenn es ihrem Mitbewohner schlecht geht, raucht er. Eine nach der anderen, gegen die Leere in seinem Innern. Der 20 Jahre alte Mann hat schwere Depressionen.

Seit sechs Monaten nehmen Pfeiffer und Weger (Namen geändert) an dem Projekt „Begleitetes Wohnen für psychisch Kranke“ teil. Familien oder Alleinlebende nehmen Menschen mit seelischer Behinderung für unbestimmte Zeit bei sich auf. Das Projekt wird von dem sozialen Dienst Feid und Kollegen angeboten und finanziell vom Land Hessen unterstützt.

Pfeiffer ist bisher die einzige im Raum Frankfurt, die sich bereit erklärt hat, einen psychisch Kranken bei sich einzuziehen zu lassen. Eigentlich habe sie nur einen Mitbewohner für ihre Wohngemeinschaft gesucht, erzählt die 31 Jahre alte Frau. Ob psychisch krank oder nicht, sei ihr egal gewesen. „Ich bin Heilerziehungspflegerin, und mein bester Freund hat eine schizophrene Störung“, sagt Pfeiffer, „ich werte niemanden ab, nur weil er eine Krankheit hat.“

Diese Einstellung ist Michael Feid, dem Geschäftsführer von Feid und Kollegen, besonders wichtig. Eine soziale Ausbildung, wie sie Pfeiffer hat, ist aber kein Muss. Pfeiffer bekommt vom Land Hessen 600 Euro sowie die Kosten für Wegers Zimmer und Verpflegung. Der soziale Dienst prüft auch, ob dem Kranken genügend Wohnraum zur Verfügung steht und die Wohnung sauber ist. „Am Anfang habe ich gedacht, ich müsste für das Geld putzen, kochen und Daniel rund um die Uhr versorgen“, erinnert sich Pfeiffer. Aber das sei nicht der Sinn der Sache, sagt Feid. Der soziale Dienst suche keine Ersatzmütter, sondern Menschen, die psychisch Kranke im Alltag begleiten.

Seit seinem 16. Lebensjahr hat Weger Depressionen. „Wenn mich jemand zurückweist, fühlt sich das an, als werde ich mit einem Messer aufgeschlitzt“, sagt er. Manchmal sei er innerlich einfach nur leer. Irgendwann habe er seine Gefühle nicht mehr ausgehalten und sich die Pulsadern aufgeschnitten. Danach sei er zur Klinik gelaufen und habe sich selbst eingewiesen. Wenn er anderen seine Geschichte erzähle, wendeten sie sich von ihm ab, glaubt er.



Zum Trost eine Zigarette: Wenn es Daniel Weger schlecht geht, raucht er. Foto Jonas Wresch

„Bekannte und Freunde fühlen sich häufig überfordert, wenn sie merken, ein Mensch ist psychisch krank“, sagt Christoph Fehr, Leiter der psychiatrischen Abteilung des Markus-Krankenhauses. Es gebe Menschen, die sich ganz von ihren kranken Angehörigen zurückzögen. Deshalb sei es gut, wenn auch Fremde bereit seien, sich um psychisch Kranke zu kümmern.

Wegers Sozialarbeiter hat den jungen Mann auf das Projekt von Feid und Kollegen aufmerksam gemacht. Der soziale Dienst hat den Kontakt zu Pfeiffer vermittelt. Von Anfang an habe er eine große Nähe zu ihr gespürt, sagt Weger. „In den ersten Wochen haben wir manchmal stundenlang im Wohnzimmer gesessen und geredet.“ Pfeiffer war die Nähe nach ein paar Monaten zu viel. Aber ihr fehlte der Mut, das anzusprechen. Ihr Mitbewohner sei schon arm genug dran, habe sie gedacht. Auch Weger ist Streit aus dem Weg gegangen. „Ich habe es gemacht wie bei meiner Mutter früher, nichts wie weg, wenn es Ärger gibt.“

Das Begleitprogramm von Feid und Kollegen hat den beiden geholfen, ihre Probleme miteinander offen anzusprechen. Einmal in der Woche kommt der so-

ziale Dienst zu ihnen in die Wohnung, um mit ihnen über die Wohnsituation zu reden. „Ich fühle mich jetzt wohl mit Daniel“, sagt Pfeiffer, „nur wenn er mal wieder tagelang in seinem Zimmer verschwunden ist, wird mir mulmig zumute.“ Dann klopfte sie bei ihm unter dem Vorwand, er müsse etwas essen.

Seine Medikamente hat Weger abgesetzt. Er sei durch sie entweder stark aufgedreht oder sehr deprimiert gewesen. Das sei nicht ungewöhnlich, sagt Psychiater Fehr. In seine Klinik kämen viele Patienten, die vorher schon bei mehreren anderen Ärzten gewesen seien. Häufig nähmen sie eine zu hohe oder zu niedrige Dosis. Zudem könnten Antidepressiva schwere Nebenwirkungen haben. „Manche Patienten nehmen durch die Medikamente zehn Kilogramm zu, andere haben kaum mehr Mimik.“ Viele setzten die Tabletten deshalb selbst ab. Diese Patienten kämen dann zwei- bis dreimal in die Klinik, bis sie gelernt hätten, dass sie ohne die Medikamente in alte Muster zurückfielen und es ihnen schlechter gehe.

Weger will in einigen Wochen an einem Reha-Programm teilnehmen. Wie es danach weitergehen soll, weiß er noch nicht. Bei Pfeiffer wohnen bleiben will er auf jeden Fall